

Eine in der Kindheit traumatisierte, geschiedene Frau verliert durch ein Gewaltverbrechen ihre kleine Tochter. Sie kann und will sich nicht davon überzeugen lassen – anders als Staatsanwaltschaft und Richter –, dass es sich bei der Tat mehr um einen tragischen Unglücksfall als um ein gemeines Verbrechen handelt.

Innerlich überzeugt davon, dass der Täter ihr einziges Kind sexuell missbraucht bzw. genötigt hat, ist sie fortan von der Idee besessen, den Tod ihrer Tochter zu rächen.

Gut vorbereitet wartet sie auf den Tag, an dem der Täter das Gefängnis verlässt ...

ROSEMARIE VON KANNEN, Jahrgang 1955, entdeckte ihre Liebe zum kreativen Schreiben während ihrer Zeit als Ehefrau und Mutter von vier Töchtern und fünf Söhnen. Sie schrieb zuerst Kurzgeschichten über ihr turbulentes Großfamilienleben und verfasst jetzt spannungsgeladene Romane, dabei lässt sie sich von ihren früheren Berufserfahrungen in einer Anwalts- und Notariatskanzlei und ihrer jetzigen Beschäftigung in der Psychiatrie anregen.

Rosemarie von Kannen
Novemberregen

Roman

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm
unter www.buchmedia.de

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Mai 2006

Buch&media GmbH, München

© 2006 Rosemarie von Kannen

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany · ISBN 3-86520-191-1

I

Entsetzt richtet Helene sich auf.

Ihr Herz hämmert so wild in ihrer Brust, dass sie glaubt, es müsse auf der Stelle zerspringen.

Wieder wurde sie von diesem furchtbaren Traum überfallen.

Sie fühlt ein Stechen in der rechten Schläfe.

So beginnt es immer. Erst spürt sie die Stiche in der rechten Stirnhälfte, dann folgt die Übelkeit, bis das Stechen allmählich in ein schmerzhaftes Pochen und Ziehen übergeht.

Besonders im Herbst und im Frühjahr treten die Anfälle auf, meistens zeitgleich mit ihrer Menstruation, und nicht selten peinigt sie der wellenförmige Dauerschmerz mehrere Tage lang.

Obwohl sie stark verschwitzt ist, fröstelt es sie innerlich so sehr, dass sie sich die Decke bis unters Kinn hinaufzieht.

Vor vier Jahren wurde sie erstmals von diesem Alldruck heimgesucht. Und seither plagt er sie in unregelmäßigen Abständen.

Es ist ein Traum, der sich so stark in ihre Seele brennt, dass sie sich nach dem Aufwachen an jede kleine Einzelheit erinnern kann. Es ist einer dieser realistischen Träume, in dem man sich während des Traums wünscht, es möge doch alles nur ein Traum sein.

Holger, Laura und sie wandern an einem herrlichen Sommertag durch eine malerische Waldlandschaft.

Laura läuft ein ganzes Stück voraus und versteckt sich hinter einem Baum, um die herannahenden Eltern mit einem laut gebrüllten »Huah! Huah, ich bin das fürchterliche Waldgespenst!« zu erschrecken.

Holger schnappt sich das kleine Gespenst, wirbelt es im Kreis herum, und sobald es wieder festen Boden unter seinen kleinen Füßen spürt, flitzt es erneut davon.

Lachend blicken sie dem munteren Wirbelwind nach.

Urplötzlich verfinstert sich das eben noch strahlend blaue Firma-

ment. Aus allen Himmelsrichtungen schießen riesige dunkle Wolken auf sie zu. Ein kalter, stürmisch heulender Wind kommt auf.

Sie spüren, dass sie den Wald sofort verlassen müssen. Sie rufen beide nach Laura, die sich noch immer in ihrem Versteck aufhält.

Die dunklen, bedrohlich wirkenden Wolken haben den Himmel inzwischen fast vollständig bedeckt.

Der Wind hat sich wieder beruhigt. Es herrscht eine unnatürliche Stille. Kein Vogelgezwitscher, nicht das leistete Geräusch aus dem Unterholz.

Dazu ist es so kalt geworden, dass die Atemluft kleine Nebelwolken bildet.

Es ist unheimlich. Wo bleibt das Kind nur?

Sie schüttelt Holger am Arm und redet mit schriller Stimme auf ihn ein, doch Holger scheint sie gar nicht wahrzunehmen. Er steht stumm da, sein Gesicht gleicht einer Maske; er scheint vor ihren Augen zu schrumpfen.

Zu spät bemerkt sie, dass er in Sekundenschnelle im Waldboden versinkt. Sie will um Hilfe schreien, ihn festhalten, doch sie hat nicht genügend Kraft in ihren Armen, und ihrer trockenen Kehle entströmt nur ein leises wimmerndes Krächzen.

Sie hat Holger verloren. Verzweiflung und namenlose Angst machen sich in ihr breit. Wo ist das Kind? Bitte, lieber Gott, fleht sie, sie will nicht auch noch ihr Kind verlieren.

Aus weiter Ferne, vermischt mit dem Donner des drohenden Unwetters, hört sie das Rufen ihres Kindes.

»Mama! Mama!«

»Ich bin hier! Hallo, Laura! Hallo!«

Sie wartet auf eine Antwort, lauscht, richtet ihre Hände wie Antennen hinter ihren Ohren auf, um auch das kleinste Geräusch einzufangen.

»Mama!«

Sie rennt los.

Mit kurzen harten Atemstößen durchquert sie das Gelände.

Jetzt prasselt der Regen auf sie nieder. Zweige peitschen durch ihr Gesicht, und ihre Jeans verfangen sich im Gestrüpp der wilden Brombeeren.

Da! Schreie! Eben hat sie es wieder ganz deutlich gehört, noch weit entfernt zwar, aber sie ist sich sicher. Es ist Laura.

Sie rennt, rennt um ihr Leben, rennt um das Leben ihres Kindes. Sie will zu ihrem Kind, will es an sich drücken, es festhalten und nie mehr loslassen.

Es können nur noch wenige Meter sein, die sie voneinander trennen.

Sie spürt ihren hämmernden Puls im Kopf und in der Brust. Ihr Atem geht stoßweise, und die Bronchien schmerzen.

Doch was ist das?

Nur noch wenige Schritte von ihren Füßen entfernt erblickt sie einen mit schlammiger Brühe gefüllten, gut zwei Meter breiten Graben.

Sie will Anlauf nehmen.

Doch dann stockt sie.

Der Graben wird immer breiter, gleichzeitig steigt das schlammige Wasser.

Mit schreckgeweiteten Augen sieht sie, wie sich der Graben in einen reißenden Fluss verwandelt.

Der Sprung zum anderen Ufer ist inzwischen unmöglich geworden. Grenzenlose Panik erfasst sie. Tränen der Ohnmacht und Verzweiflung laufen ihr über das zerkratzte Gesicht. Sie fällt auf die Knie, krallt ihre Finger in den modrigen Waldboden und windet sich wie ein angeschossenes Reh.

»Hilfe, Hilfe! So helft mir doch! Ich muss zu meinem Kind!«

An dieser Stelle wacht sie immer auf.

Sie muss sich erst orientieren. Allmählich gelingt es ihr, ruhiger zu werden.

Alles in ihr schreit nach Vergeltung. Sie ist innerlich genau so aufgewühlt wie damals, als es geschah. Es hat nicht nachgelassen. Sie lebt einzig und allein nur noch dafür.

Sie will ihn leiden sehen. Winseln soll er zu ihren Füßen.

Um Gnade soll er sie anflehen, bevor sie ihn mit einem Lächeln wie eine fette Ekel erregende Wanze zertritt.

Sie wird nicht aufgeben. In hundert Jahren nicht. Sie hat ihr eigenes Rechtsempfinden. Es gibt keine Gnade. Kein Erbarmen. Kein Vergessen. Nur Rache. Eiskalte, unerbittliche Rache.

Die »Bachmeier-Methode« erscheint ihr viel zu human.

Die hat den Mörder ihrer Tochter einfach nur abgeknallt. Dabei kann sie schießen. Sie war einmal ganz ordentlich im Kleinkal-

liber gewesen. Hatte Pokale gewonnen. Sie hat sogar noch ihre Lieblingswaffe. Und drei Schüsse würde sie nicht verballern müssen, wie es Marianne Bachmeier getan hat.

Drei Schüsse im Gerichtssaal, danach fiel der Täter, der fünf- unddreißigjährige Schlachter Klaus Grabowski, tot um. Keine Spur von Todesangst. Dazu blieb keine Zeit.

Und das ist nicht gerecht!

Denn die kleine Anna von der Bachmeier musste Angst gehabt haben, ganz schreckliche Angst.

Genauso wie Laura.

Keine Luft mehr zu kriegen ist so furchtbar grausam.

Sie fasst sich unwillkürlich an die Kehle.

Dieses dreckige Schwein! Und wer weiß, was er ihr noch alles angetan hat. Wer weiß das schon, wenn es nicht genügend äußere Zeichen als Beweismittel gibt? Er weiß es. Und Laura. Aber sie kann nichts mehr sagen.

Sie wird schon dafür sorgen, dass er das bekommt, was er verdient. Täterschutz vor Opferschutz.

Sieben Jahre Haftstrafe für das Leben eines kleinen Kindes. Ihres Kindes. Urlaub auf Staatskosten, Freizeitangebote und psychologische Betreuung gratis.

Das ist die Strafe, die so ein Mörder für seine Tat erwarten darf. Resozialisierung anstatt Arbeitslager. Lächerlich!

Als wenn das etwas nützt? Sobald sie draußen sind, suchen sie sich das nächste Opfer und bringen unermessliches Leid über weitere Familien.

Vier Jahre ist es her. Vier Jahre ohne Laura. Sie war ein glückliches Kind. Sie gab so viel Liebe.

Sie blickt zum Dachfenster, sie liebt diesen Ausblick, selbst dann, wenn der Himmel verhangen ist und schwere Regentropfen auf die Glasscheibe fallen.

Damals, als sie sich mit ihrer um sieben Jahre älteren Schwester Renate ein Zimmer im Dachgeschoss teilte, hatte sie oft überlegt, wie es wohl wäre, wenn das Dach über ihr aus riesengroßen Glasscheiben bestünde. Auf jeden Fall würde sie sich abends in ihrem Bett nicht langweilen müssen, wenn sie nicht gleich einschlafen könnte, und sie konnte sehr oft nicht einschlafen damals.

Sie würde die Vögel und die vorbeiziehenden Wolken und Sterne und vielleicht sogar ab und zu einen Engel sehen.

Früher glaubte sie noch an einen solchen Unsinn.

Wenn die Mutter mal gut gelaunt und klaren Geistes war, was selten genug vorkam, sprach sie oft von den *göttlichen Himmelsboten*, deren Aufgabe es sei, besonders artige und fromme Kinder vor Unheil und Gefahren zu schützen. Das war damals.

Auch Laura war fromm gewesen.

Wo war ihr Engel geblieben, als sie ihn brauchte?

Inzwischen glaubt Helene weder an Engel noch an einen Schöpfer. Und schon gar nicht an einen, der gütig und barmherzig ist.

Sie ist fertig mit ihm, mit diesem Gott, der offenbar niemals hinsieht, wenn Schreckliches passiert.

In dieser Welt herrscht das Böse, und das war gewiss schon immer so. Kein Zweifel. Man braucht sich doch nur umzusehen.

Es gibt keine Antwort auf das Warum.

Niemand wird ihr jemals sagen können, warum ausgerechnet ihr Kind durch die Hand eines gemeinen Verbrechers sterben musste.

Was wäre gewesen, wenn Laura nicht alleine aus dem Haus gegangen wäre, wenn sie sie selbst zu ihrer Freundin gebracht und von dort auch wieder abgeholt hätte?

Wenn, wenn, wenn.

Vorbei.

Auch wenn sie innerlich daran zu verbrennen droht und zum wiederholten Mal händeringend einen imaginären Gott anfleht, das Geschehen wenigstens zu einem Bruchteil begreifen zu lernen, die Antwort bleibt doch immer aus.

Nur zu einem Bruchteil! Damit sie wenigstens einen Hauch von Sinn erahnen kann!

Himmel noch mal, sie will einfach nicht immer wieder daran denken!

Die Migräne ist schon schmerzhaft, aber noch schmerzhafter sind die ständigen unheilvollen Gedanken.

Der Regen klatscht inzwischen laut und aufdringlich gegen das Glas.

Wie sie diese Novembernächte hasst.

Sie beneidet die Schwester, die leise in der anderen Betthälfte schnarcht.

Sie hat das Gefühl, schon stundenlang wach zu liegen.

Normalerweise liegt sie, Helene, in der linken Betthälfte. Renate klagte jedoch, dass sie in der rechten Hälfte nicht einschlafen

könne, da sie ihr zu ungewohnt sei. Zu Hause schlafe sie auch immer links. Außerdem habe in der rechten Hälfte ja auch einst der ihr verhasste Schwager Holger geschlafen, und nie und nimmer würde sie sich freiwillig in eine Bettstatt begeben, von der sie wüsste, dass Holger, dieser arrogante, oberflächliche Affe, irgendwann einmal darin gelegen habe.

Der Kopfschmerz wird noch heftiger.

Helene versucht, eine entspannte Stellung zu finden, um den Schmerz besser zu ertragen. Sie legt sich flach auf den Rücken.

Das Kopfkissen hat sie neben sich auf den Fußboden geworfen. Aber es nutzt nichts. Im Gegenteil. Das Pochen und Stechen im Kopf wird stärker. Unruhig wälzt sie sich von einer Seite zur anderen.

Schlaftrunken dreht sich Renate zu ihr.

»Was ist? Kannst du nicht schlafen? Migräne? Nimm doch ein Schmerzmittel und quäl dich nicht so.«

Renate gähnt herzhaft, wickelt sich die Decke um ihre Schultern und kuschelt sich ein.

»Sei nicht böse, ich schlaf noch ein bisschen«, murmelt sie; kurz darauf verrät ihr flacher Atem, dass sie bereits wieder eingedämert ist.

Typisch Renate, denkt Helene, wenn die was zwackt, hat sie sofort eine Antwort darauf. Beneidenswert. Wenn sie doch nur ein bisschen von ihrer Robustheit besäße.

Vorsichtig kriecht sie aus dem Bett und schleicht zum Badezimmer. Die Holzdielen knarren.

Behutsam zieht sie die Badezimmertür hinter sich zu und schaltet erst dann das Licht ein. Das weiße Neonlicht verstärkt den Schmerz augenblicklich.

Ihr wird schwindelig. Sie krallt sich mit ihren Händen am Waschbecken fest. Sie atmet tief durch. Nur keine Panik und nicht auch noch hyperventilieren.

Blieb ruhig, Helene. Es ist gleich vorüber. Du kennst doch dieses Spiel. Es ist doch immer das Gleiche.

Als das Schwindelgefühl endlich nachlässt, öffnet sie die rechte Spiegeltür des Badezimmerschranks, in dem sie ihr spärliches Medikamentensortiment aufbewahrt.

Das unscheinbar aussehende kleine Fläschchen steht zwischen Vitaminpräparaten, Nasentropfen und einer Flasche pflanzli-

chem Hustensaft. Sie nimmt das Fläschchen in die Hand und zögert noch.

Medikamente machen ihr Angst; immer wenn sie Medizin nimmt, muss sie an die Tablettenabhängigkeit ihrer Mutter denken, die Pillen wie Liebesperlen schluckt.

Oft genug stand die Mutter schwankend, mit glasigem Blick vor ihren Töchtern und versicherte ihnen mit lallender Stimme, dass sie diese am liebsten nie geboren hätte.

Helene nimmt sich das Zahnputzglas, füllt ein wenig Wasser hinein und zählt zehn Tropfen ins Glas.

Die angegebene Höchstdosis liegt bei dreimal täglich zwanzig Tropfen.

Sie trinkt die leicht bitter schmeckende Flüssigkeit mit einem Schluck aus, schraubt das Fläschchen wieder zu und stellt es zurück auf seinen Platz.

Sie blickt in den Spiegel.

Ihr dunkelbraunes kurz geschnittenes Haar steht vom Schlaf nach allen Seiten ab.

Obwohl sie die Vierzig gerade überschritten hat, schätzt man sie normalerweise nie älter als fünfunddreißig.

Ihr dunkler, südländisch wirkender Teint ist gelblich blass. Unter ihren Augen zeichnen sich bläulich schimmernde Ringe ab. Ihre Lippen scheinen blutleer, und von den Nasenflügeln bis zu den Mundwinkeln haben sich zwei tiefe Furchen gebildet.

Es ist ihr schon lange egal, wie sie aussieht. Was spielt es schon für eine Rolle?

Seit Laura nicht mehr da ist, spielt vieles keine Rolle mehr. Sie will jetzt auch nicht an Holger denken, oder an irgendjemanden sonst.

Vier Jahre ist es her. Gut, dass Renate jetzt bei ihr ist. Wenigstens hat sie noch eine Schwester, denkt sie und hasst sich im nächsten Moment für ihre Gefühlsduselei.

Die Tropfen beginnen rasch zu wirken. Es ist, als schwebte sie auf Watte.

Sie löst ihren Blick vom Spiegel, knipst das Licht aus und schleicht zum Schlafzimmer zurück.

Sie will schlafen, nur schlafen, um endlich nicht mehr denken zu müssen.

Wenn sie doch ihre Gedanken einfach wie eine Lampe ausschalten könnte.

Je mehr sie sich aber um Schlaf bemüht, umso lebhafter arbeitet ihre Phantasie.

Bilder aus der Vergangenheit tauchen auf.

Sie hatten einen großen Freundeskreis, damals, als es zwischen Holger und ihr noch stimmte.

Es gab viele Partys. Den Tennisclub. Abende, wo man sich ganz zwanglos traf, miteinander redete, Karten spielte, Witze und freche Geschichten erzählte.

Es wurde viel gelacht, sehr viel, bis einem die Tränen die Wangen runter liefen.

Verdammt lange her.

Als Holger aus dem gemeinsamen Haus auszog, zogen sich auch die Freunde allmählich von ihr zurück. Mit einem Schlag war sie als allein stehende Frau im Kreis dieser ehrbaren und glücklich verheirateten Ehepaare out of bounds.

Und wie ehrbar sie alle waren! Kurze Zeit später rief sie einer dieser glücklich verheirateten männlichen Freunde an:

»Helene, wenn du mal auf andere Gedanken kommen willst, dann ruf mich doch im Büro an. Susanne muss ja nichts davon wissen. Du weißt schon.«

Sie könnte kotzen, wenn sie nur daran denkt, dass Holger im Grunde nicht anders gewesen ist.

Zu viele Freundschaften taugen nicht. Sie braucht auch niemanden. Gut, sie schätzt Brigitte. Man wohnt ja schon jahrelang Tür an Tür.

Die ist wenigstens ehrlich. Sie kann von Glück reden, dass ihr Mann für eine Karriere als notorischer Fremdgänger zu unscheinbar ist.

Plötzlich fühlt Helene, wie Renate mit ihren warmen knubbeligen Fingern nach ihrer feuchtkalten Hand greift und diese mit liebevollem Druck umschließt.

Renate ist damals sofort zu ihr gekommen, weil sie es mit dieser Ungewissheit und Angst um Laura zu Hause allein nicht mehr aushielt. Und Holger, der längst wieder eine andere Familie hatte, befand sich natürlich wieder mal auf Geschäftsreise.

Was hätte sie an diesem Tag ohne Renates Beistand getan? Vier Jahre! Mein Gott, schon vier Jahre!

Endlich fällt sie in den herbeigesehnten Schlaf.

Laura war ein aufgewecktes und selbstbewusstes Mädchen. Für ihre sieben Jahre war sie sehr selbstständig. Beizeiten gewöhnte Laura es ihrer Mutter ab, sie zur Schule zu bringen und abzuholen. Als Schulkind war sie ja schließlich kein Baby mehr.

Inzwischen besuchte sie schon die zweite Klasse. Sie kam gut mit und war bei ihren Mitschülern beliebt.

Als Helene sich in ihrer ausschließlichen Rolle als Hausfrau und Mutter nicht mehr ausgelastet fühlte, stieg sie wieder ins Berufsleben ein. Wenigstens in Teilzeit. Es würde nicht schwierig sein. Kinderkrankenschwestern waren schließlich gesucht, und so lange war sie noch nicht raus.

Was das Finanzielle betraf, war Holger großzügig. Nach seinem Auszug hatte er ihr sogar das Haus überschrieben.

Sie und Laura waren gut versorgt. Doch da war dieses Gefühl von Abhängigkeit, und so bewarb sie sich im Luisen-Hospital um eine Anstellung als Nachtschwester.

Dort suchte man gerade in der Neugeborenenstation eine Nachtwachenvertretung.

Nachts passte Nina, Brigittes älteste Tochter, auf Laura auf. Sie kannte das junge Mädchen lange genug, um ihr diesen Job zuzutrauen, und Nina war froh, ihr Taschengeld aufzubessern.

Laura genoss es, wenn Nina bei ihr übernachtete. Die beiden Mädchen verstanden sich wirklich gut.

Wenn sich Helene in den frühen Abendstunden für die Nachtschicht fertig machte, wurde Laura immer ganz quirlig.

»Na los, Mama, mach endlich, dass du fort kommst! Wir wollen es uns jetzt gemütlich machen, die Nina und ich. Nun geh schon!«

Sie konnte es kaum abwarten, ungeduldig hüpfte sie um sie herum, bis sie sie dann schließlich zur Haustür schob.

»Ja, ja, ich weiß doch! Noch 'n Tschüs-Kuss und dann ist Schluss. Jetzt geh aber auch, Mami!«

Genau so spielte es sich auch am Abend des 16. November ab.

Als Helene am darauf folgenden Morgen kurz nach sieben die Haustür aufschloss, hörte sie wie immer Lauras munteres Geplapper aus der Küche.

»Der Papa kauft mir ein Hündchen. Das hat er mir versprochen. Auch wenn Mama es nicht erlaubt, tut er's trotzdem. Wenn das Hündchen erst da ist, dann kann sie nicht mehr sagen, dass ich es wieder zurückbringen soll. Stimmt's, Nina?«

»Kann schon sein«, sagte Nina. »Aber ich glaub dir das nicht ganz. Dein Vater kauft dir kein Hündchen, wenn's die Mami nicht erlaubt. So ein Tier macht unglaublich viel Arbeit, und wenn es klein ist, stellt es obendrein allerlei Unfug an.«

»Ich krieg den Hund aber doch! Wirst schon sehen!«, maulte Laura unverdrossen.

An diesem Morgen war Helene ziemlich erschöpft gewesen. Der Nachtdienst hatte es in sich gehabt. Die Wöchnerinnenstation war voll belegt. Im Säuglingszimmer wollten dreiundzwanzig Babys versorgt werden und in der Nacht kamen zwei weitere Neugeborene hinzu. Eins davon hatte Anpassungsstörungen. Der kleine Junge hatte Probleme mit der Atmung und sollte in eine Kinderklinik verlegt werden. Darauf führte sie ein langes, tröstendes Gespräch mit der fassungslosen jungen Mutter.

Helene zog gähmend ihren Mantel und ihre Stiefeletten aus, als Laura sie auch schon mit ihren weichen Kinderarmen umschlang.

»Morgen, Mami. Papa hat gestern Abend noch angerufen. Er holt mich am Wochenende ab, hat er gesagt. Und er will mir einen Hund kaufen. Ehrlich! Hat er ganz wirklich gesagt. Ich lüg nicht.«

»Das stimmt überhaupt nicht, Helene!«, meldete sich Nina aus der Küche. »Laura phantasiert wieder! Gestern Abend hat kein Mensch angerufen!«

»Stimmt aber doch!«, schmollte Laura.

Behutsam löste sich Helene aus der Umklammerung und fuhr gedankenverloren mit ihren Fingern durch Lauras braune Locken.

»Laura, nun sei doch vernünftig. Ich habe dir doch schon so oft erklärt, dass das nicht geht. Wir können keinen Hund gebrauchen.«

»Bitte, bitte Mama!«, bettelte Laura.

»So ein Tier braucht wahnsinnig viel Auslauf und Beschäftigung. Dafür habe ich nun wirklich keine Zeit, und an mir bleibt es schließlich wieder hängen. Wer macht denn den Käfig von Hoppel meistens sauber?«

»Du, Mama!«, gab Laura kleinlaut zurück.

»Na, siehste! Ganz abgesehen von den Hundehaaren, die dann überall rum liegen – mein Gott, bis das Tier dann endlich stubenrein ist! Außerdem: Denk doch mal an dein Kaninchen. Was glaubst du, wie schnell so ein Hund deinen Hoppel auffrisst?«

»Mein Hund würde so etwas nie machen, Mama!«

»Bitte, Schatz, lass uns jetzt damit aufhören. Ich bin hundemüde. Wir hatten in der vergangenen Nacht sehr viel zu tun. Ich möchte jetzt endlich schlafen, und du gehst gleich brav zum Schulbus.«

»Leg dich schon hin, Helene!«, rief Nina. »Ich räume eben nur noch schnell das Badezimmer auf, und dann bring ich Laura zum Bus.«

»Das ist sehr lieb von dir, Nina. Also dann, macht's gut, ihr Süßen!«, verabschiedete sich Helene und ging schnurstracks ins Schlafzimmer.

Sie stellte den Wecker auf viertel vor eins. Knapp fünf Stunden Schlaf würden reichen müssen.

Sie sah durch das Dachfenster in den wolken schweren Novemberhimmel. Es war immer noch dunkel.

Bald darauf schlief sie fest ein.

Als der Wecker klingelte, glaubte sie, sich eben erst hingelegt zu haben. Sie fühlte sich wie durch die Mangel gedreht, ihr Hals war trocken und schmerzte auch etwas.

Lethargisch schälte sie sich aus der Decke.

Es fröstelte sie, und sie holte sich einen warmen Pullover aus dem Kleiderschrank.

Sie hatte sich gerade im Bad noch ein wenig frisch gemacht, als der Türgong ertönte.

Laura stürmte gut gelaunt rein. Noch während sie ihre Schultasche, den Anorak und ihre Stiefel ablegte, ging das muntere Geplapper schon los.

»Mama, darf ich heute gleich nach den Hausaufgaben zu Melanie? Nicht zu Melanie Frings, falls du die meinst. Zu Melanie Richter. Ihr Meerschweinchen hat drei Junge gekriegt.«

»Nun setz dich doch erst mal an den Tisch, Kind.«

»Stell dir vor, Mama, die laufen sogar schon im Käfig herum. Das muss ich mir unbedingt ansehen! Darf ich, Mama?«

»Immer schön langsam, mein Schatz. Natürlich darfst du, wenn du alle Hausaufgaben ordentlich erledigt hast.«

»Ich habe kaum Hausaufgaben auf, wirklich.«

»Na schön, umso besser.«

Dann kann ich mich gleich noch ein bisschen hinlegen, dachte Helene. Sie fühlte sich schlapp und müde und war froh, dass Laura keinen Hunger hatte und nur ein Käsebrot wollte. Dann bräuchte sie erst am Abend eine Kleinigkeit kochen. Einmal am Tag musste das Kind ja was Warmes haben.

Gegen halb drei war Laura mit ihren Schularbeiten fertig. Danach war sie nicht mehr zu halten.

»Ich geh jetzt. Wie lange darf ich bleiben?«

Helene bestückte im Badezimmer gerade die Waschmaschine.

»Laura, komm doch bitte eben kurz zu mir ins Badezimmer! Ich will sehen, ob du auch vernünftig angezogen bist und deine Mütze aufgesetzt hast.«

»Ach, Mama, du hältst mich auf!«, stöhnte Laura.

»Es ist windig draußen. Ich will nicht, dass du morgen wieder über Ohrenschmerzen klagst! Das fehlte mir noch!«

Schimpfend stampfte Laura die Treppe hinauf zum Badezimmer.

»Mensch, Mutti! Jetzt nervst du aber! Denkst du, ich bin ein Baby, das sich nicht vernünftig anziehen kann? Kann ich jetzt endlich gehen?«

Sie musste schmunzeln, als sie die kleine Person so voll ehrlicher Entrüstung vor sich sah. Sie nahm sie kurz in die Arme, gab ihr einen knallenden Kuss auf die Wange und schob sie in den Flur hinaus.

»Lauf schon, du kleiner Giftzwerg! Aber spätestens um fünf bist du wieder zu Hause. Du weißt, dann wird's dunkel!«

»Klar, Mutsch! Bis dann!«

Geräuschvoll fiel die Haustür ins Schloss.

Dass das Kind die Tür niemals leise schließen kann, dachte Helene genervt, füllte Waschpulver und Weichspüler ein und schaltete die Waschmaschine an.

Endlich konnte sie sich wieder ins Bett legen. Sie brauchte wenigstens noch zwei Stunden Schlaf. Sie überlegte, ob sie den Telefonhörer aushängen sollte, ließ es dann aber.